

offensichtlich ein spannendes und bislang wenig erschlossenes Arbeitsfeld der Geschlechtergeschichte.

Zuletzt: Die gelehrten Diskurse über die Sünde *wider die Natur* monastischer Zirkel des Hochmittelalters, die sadistischen Untertöne in hagiographischen Texten über Geschlechtswechsel, die Phantasien des Pseudo-Albertus und seiner zahlreichen Abschreiber über die *Secreta mulierum* sind ohne die Kategorie des Vergnügens, der *Lust am Text*, schwer zu denken. Am Ende bleibt das Paradox, daß ein Buch, daß sich in so sympathischer Weise der Erforschung der Akte und des Genießens widmen will, an vielen Stellen bei der Beschwörung von Repression durch Texte und diskursiver Übermächtigung stehenbleibt. Hier gelingt es der *queer theory* nicht, ihre anregenden Instrumente in konkrete Arbeit umzusetzen. Es scheint sogar, daß diejenigen Autor/inn/en, die auf den Gebrauch der Begriffe *Heteronormativität* und *Homosozialität* verzichten, differenziertere Bilder der vormodernen Sexualitäten zeichnen können: Bilder, die der Vielfalt und den Ambivalenzen des vormodernen Redens und Schreibens über Körper und Lüste eher gerecht werden.

Valentin Groebner, Basel

Rita Bake u. Birgit Kiupel, **Unordentliche Begierden. Liebe, Sexualität und Ehe im 18. Jahrhundert.** Hamburg: Kabel Verlag 1996, 217 S., öS 277,00/DM 38,00/sfr 31,00, ISBN 3-8225-0365-7.

Ein populärwissenschaftliches Buch schreibt sich dann am leichtesten, wenn die Forschung reiche Erträge gebracht hat: Diese können dann in eine Form gebracht werden, mit der ein größeres Publikum erreicht werden kann. Die Autorinnen unternehmen den Versuch für die Gebiete Liebe, Sexualität und Ehe im 18. Jahrhundert, obwohl vieles schlecht oder unerforscht ist, wie sie selbst des öfteren betonen (erstm. 10) und auch nur in mühseliger Forschung erschlossen werden kann und nicht als Vorarbeit für ein populäreres Werk mit Illustrationen und als *Intermezzos* eingestreuten Quellenauszügen wie dieses. Erschwert wird das Ganze durch das erklärte Ziel der Autorinnen, die „Lebensrealität“ (8, 9) zu erforschen. So kommt dann ein Buch heraus, das sehr inhomogen ist; was auch nicht durch verhindert werden kann, daß die Autorinnen sich in erster Linie auf die bürgerlich-städtische Kultur beschränken. So wird z. B. einerseits eine fiktive Anna Amalia („Schön sein für die Sinnlichkeit“, 8–10) eingeführt, um den Leser/inne/n Gebiete wie Mode, Schönheitsideale und Körperpflege nahezubringen, andererseits wird in Forschungsbereiche vorgedrungen, über die es noch wenig oder nichts zu sagen gibt (z. B. mit der Frage: Wie dachten Frauen dieser Zeit über die Menstruation, 108). Und da die soziale Wirklichkeit eben häufig nicht bekannt ist, können die Autorinnen des öfteren nur den Diskurs der männlichen Zeitgenossen darlegen oder die Äußerungen von solchen Frauen präsentieren, die eine exponierte Stellung innehatten, bei denen es sich also nicht um ganz normale Frauen aus dem Bürgertum

handelte. (Abgesehen von Margarete Milow, die den Lesenden auf zahlreichen Seiten begegnet – was nicht überrascht – ist es doch das Verdienst der beiden Autorinnen, diese Autobiographie einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben.) Darüber hinaus wenden sie sich häufig der Oper zu, was zwar originell ist, aber nicht, keinesfalls aber direkt, an die soziale Realität heranführt, die sie eigentlich vorstellen wollen.

Inhaltlich arrangieren die Autorinnen ihre Themen im ersten Kapitel nach den Lebensphasen einer Frau, also von dem Entstehen der „unordentlichen Begierden“ bis hin zu den Ehekonflikten und der Flucht in Melancholie. Die Sexualität wird dann im zweiten Kapitel thematisiert (vom Wissen über die Geschlechtsorgane über die Onanie bis zur Notzucht). Die *Folgen* machen das nächste Kapitel aus (von der Schwangerschaft bis zum Stillen). Ein Kapitel über Frauen, die unverheiratet blieben, über Witwen und über geschiedene Frauen – erfreulich, daß die Autorinnen diese Gruppen nicht vergessen haben – folgt. Etwas ungewöhnlich plaziert bildet dann die außerhäusliche Arbeit das letzte Kapitel, die unter dem Blickwinkel „sexuelle Diskriminierung und Belästigung“ präsentiert wird. Alle Kapitel berühren noch eine ganze Reihe von weiteren Aspekten. Sicherlich ist die Vielzahl der einmal ganz kurz, einmal länger behandelten Themen ein Verdienst dieses Buches – und einige der Themen, die es aufgegriffen hat, können als Anregung für die Forschung dienen, sich ihnen intensiv zuzuwenden. Ihre Anordnung ist allerdings manchmal nicht unbedingt einsichtig, sicher auch manchmal schwierig. Ebenso undurchsichtig bleiben die Kriterien für die Gewichtung der einzelnen Abschnitte. Während sich die Autorinnen im großen und ganzen um ein ausgewogenes Urteil bemühen, unterlaufen ihnen doch in einigen wenigen Fällen Tendenzinterpretationen. Etwa wie häufig behauptet wird, daß bei einfacher Unzucht härtere Strafen für Frauen vorgesehen waren (128) oder, daß die Ärzte den Hebammen ihre Tätigkeit wegnahmen (122, richtig und falsch 137f). Bedenklich scheint mir auch ihr Bestreben, auf das Überdauern rechtlicher Bestimmungen bis weit in unser Jahrhundert hinzuweisen, können sich doch hinter der Gleichheit der rechtlichen Norm eine andere rechtliche Praxis und vor allem ganz andere soziale Verhältnisse verbergen. – Auch Einzelheiten stimmen nicht immer: Wenn z. B. im „Ganzen Haus“ die Mehrgenerationsfamilie wohnt, klingt der alte, längst widerlegte Mythos von der Großfamilie an (44); über die Laktationsamenorrhoe als Verhütung machen sich die Autorinnen lustig (131 f), die Historiker-Demograph/inn/en nehmen sie jedoch durchaus ernst.

Lesbar zu schreiben ist den Autorinnen gelungen; manchmal haben sie es allerdings mit den Formulierungen allzuleicht genommen: So z. B., daß ein Mann, dem seine Frau weggelaufen war, „keinen anderen Ausweg“ sah, „als ein Zeitungsinserat zu setzen“ (163). Doch es geht dabei nicht um Verzweiflung, sondern er erfüllt damit vielmehr die Anforderungen eines Konsistoriums, um sich scheiden zu lassen können. Normalerweise stellen sie dem Leser die Personen und Begriffe vor, wie es bei einem populären Werk zu erwarten ist (mit Ausnahme von Jean Paul und der *Anakreontik*, 13, 20), doch manchmal geschieht dies auf eine wenig glückliche Weise, so wenn die Rede ist von dem „Publi-

zisten" Lichtenberg (7), dem „Politologen" Hensel (74) und dem „Philosophen" Christian Thomasius (20). Auch moderne Begriffe verwenden die Autorinnen manchmal allzu unreflektiert; wenn es etwa beim Hinweis auf das Aus-dem-Fenster-Sehen der Frauen – eine feine Beobachtung – heißt: „Das Fenster war eine wichtiges Tor zur Lebenswelt" (48). Zumindest diese Schwächen des Buches waren vermeidbar.

Otto Ulbricht, Kiel